

Dora Schaul

*Als „Französin“ in Dienststellen
der Wehrmacht*

Über Nacht hat sich die Situation in Lyon verändert. Es ist der 11. November 1942. Die deutschen Wehrmachtstruppen haben den bisher nicht besetzten südlichen Teil Frankreichs okkupiert. Sie dringen in die Kasernen ein, jagen die französischen Soldaten auf die Straße und werfen ihnen ihre Sachen aus den Fenstern hinterher. Französisches Militär steht in Gruppen mit vollem Gepäck herum und wartet auf Befehle.

Von meinem verantwortlichen Genossen erhalte ich die Information: Vorläufig keine Treffs und keine gegenseitigen Besuche in den Wohnungen. Erst eine Weile die Lage beobachten. Neue Weisungen werden dann folgen.

Seit mir vor vier Monaten die Flucht aus dem Frauenkonzentrationslager gelang, in dem ich drei Jahre lang eingesperrt war, lebe ich in Lyon. In der Rue de l'Eglise, am Rande der Stadt, habe ich als Renée Gilbert – auf diesen Namen sind meine falschen Papiere ausgestellt – ein Zimmer, richtiger gesagt, eine Kammer gemietet. Das Haus trägt zwar die hochtrabende Bezeichnung „Maison meuble“ (möbliertes Haus), aber die Einrichtung besteht nur aus einem Feldbett, einem Kleiderhaken, einem kleinen Tisch und einem Gestell mit einer Waschkübel und einem Krug, in dem man vom Hof Wasser holen kann.

Im gleichen Haus wohnt, ebenfalls mit falschen französischen Papieren, der Genosse Emil Miltenberger. Zusammen mit ihm durchstreife ich Lyon und beobachte die Lage. Es ist eigenartig und ungewohnt, überall in den französischen Straßen deutsche Laute zu hören. Wir sprechen zwar auch untereinander oft deutsch, aber immer sehr leise, um nicht als Ausländer aufzufallen. Die Sprache der Besatzer dagegen ist laut und ohne Hemmungen.

Die ersten Klebezettel

„Man muß was tun“, sagt Emil am Abend.

„Ja, man muß was tun“, sage ich.

„Sie sollen gleich merken, wie wenig willkommen sie hier sind.“

„Vielleicht sollten wir Klebezettel kaufen, was 'raufschreiben und sie überall in der Stadt anbringen.“

Im Einheitspreisgeschäft UNIPRIX kaufen wir eine Menge Etikette, wie man sie auf Schulhefte klebt, einen Rotstift, einen Blaustift, auch einen Spieldruckkasten für Kinder mit Buchstaben aus Gummi, die man in kleinen Schienen zusammenstellen kann, dazu ein Stempelkissen.

In der Rue de l'Eglise überlegen wir, was wir schreiben sollen. Jeder nimmt ein Blatt Papier, denkt sich etwas aus und schreibt es auf.

Meine Losungen lauten: *„Deutsche Arbeiter, die französischen Arbeiter sind Eure Freunde.“* *„Deutsche Soldaten, was wollt Ihr in Frankreich? Wir Franzosen haben Euch nicht hergebeten.“* Und ich stelle mir alles blau-weiß-rot umrahmt vor.

Emils Losungen sehen ungefähr so aus: *„Hängt Hitler auf!“* *„Nazi-schweine zurück ins Reich!“*

Wir diskutieren, geraten mächtig in Streit. Nach einiger Zeit finden wir schließlich doch noch das Richtige und einigen uns dahingehend: Wir dürfen nicht zu sehr vom Standpunkt der Franzosen herangehen, denn wir haben ja als Deutsche unsere besonderen Aufgaben; zum anderen können wir aber auch keine Dinge verlangen, die für den einzelnen Wehrmachtsangehörigen nicht zu verwirklichen sind. Ich glaube, wir haben viele gute Losungen gefunden.

Als alles gedruckt und gemalt ist, erwarten wir mit Ungeduld die Dunkelheit. Die Methode, Klebezettel anzubringen, ist alt und bewährt: Ein Liebespaar schmiegt sich an Laternen, Türen und Wände. Mehrere Male macht Emil auch eine kühne Kurve um parkende Wehrmachtswagen und heftet kleine Schildchen an Windschutzscheiben, Kotflügel und Motorhauben, während ich die Straße beobachte. Viel, viel Spucke wird in dieser Nacht benötigt.

In der Streugruppe

Von den Genossen kommt die Nachricht: „Gruppenabende können jetzt natürlich nicht mehr stattfinden. Die Verbindung wird aufrechterhalten

durch einen einmaligen Treff in der Woche. Dieser Treff findet in den Straßen statt, jedesmal an einer anderen Stelle. Es dürfen nie mehr als drei Genossen zusammenkommen, besser nur zwei.“

Emil und ich werden einer sogenannten Streugruppe zugeteilt, die Handzettel, Flugblätter und Soldatenzeitungen verbreitet. Diese meist auf Vervielfältigungsapparaten abgezogenen Materialien stützen sich auf Sendungen des Moskauer Rundfunks und Beiträge der illegalen „Humanité“. Sie rufen zur Solidarität mit dem französischen Volk auf. Die zentrale Losung lautet: *„Gebt Frankreich frei! Schießt nicht auf Franzosen!“*

Wir gehen zuerst recht unbekümmert ans Werk und wenden Methoden an, die wir später aus Sicherheitsgründen unterlassen. Vor Nachtlökalen, in die die Wehrmachtssoldaten in Massen strömen, werden als Programmhefte getarnte Flugblätter rasch verteilt. Illegale Zeitungen werfen wir aus fahrenden Straßenbahnen oder stecken sie durch die Fenster der von der Wehrmacht beschlagnahmten Hotels. Vor allem aber „beliefern“ wir die Kasernen. Dazu treffen wir uns zu dritt, meist morgens gegen fünf Uhr, wenn die Arbeiter zur Frühschicht gehen. Ein Genosse und eine Genossin — die unverdächtigste Form — laufen an der Kaserne vorbei und werfen die Drucksachen über die Mauer. Der Dritte im Bunde folgt ohne jedes Material auf der anderen Straßenseite und beobachtet, ob alles glatt geht.

Ein junger österreichischer Genosse hat eine Methode zur weiten Streuung von Flugblättern erfunden. Er wickelt die Blätter kunstgerecht mit einem langen Faden um einen Stein oder um einen anderen schweren Gegenstand. Diesen wirft er, das Ende des Fadens in der Hand haltend, in weitem Bogen, so daß sich die Blätter während des Fluges vom Faden abrollen. Auf diese Weise fällt nicht alles auf eine Stelle.

Wir ahnen nicht, daß Mitglieder der Französischen Kommunistischen Jugend und der polnischen Sprachgruppe der MOI ihre Flugblätter ebenfalls in den Morgenstunden über dieselben Kasernenmauern werfen. Wie leicht hätte es geschehen können, daß eine Sendung entdeckt wird, die „Lieferanten“ sich längst aus dem Staub gemacht haben, aber

die nächsten Kameraden den Posten gerade in die Arme gelaufen wären. Doch wir haben Glück.

Erst später wird die Arbeit der einzelnen Gruppen koordiniert.

Kontakte mit der Wehrmacht

Der Genosse, der diesmal zum wöchentlichen Treff kommt, hat es ziemlich eilig. „Bonjour, Renée“, sagt er. „Paß auf, es geht jetzt darum, die Stimmung der deutschen Soldaten kennenzulernen. Das könnt ihr Mädels am besten. Wir müssen möglichst viele Informationen bekommen, um uns ein annähernd richtiges Bild machen zu können. Morgen wirst du an der Ecke Cours Morand die Genossin Henriette kennenlernen. Sie ist lang und dünn, noch sehr jung. Sie trägt einen dunkelblauen Regenschirm. Punkt fünf Uhr zehn wird sie dich ansprechen und nach der Zeit fragen. Du antwortest ihr: ‚Meine Uhr geht leider nicht ganz genau.‘ Dann weiß sie, daß sie an der richtigen Adresse ist. Ihr beide versucht in der nächsten Zeit, an die deutschen Soldaten heranzukommen. Wie — ist eure Sache. Am besten, ihr dolmetscht ihnen, wenn sie etwas einkaufen wollen. Und schreibt keine zu langen Berichte, nur das Wichtigste. Bonne chance, Renée.“

Mit Henriette ist schnell Freundschaft geschlossen. Wir machen uns auf, Bekanntschaften zu finden. Zuerst haben wir beide große Hemmungen.

„Die Soldaten müssen doch annehmen, wir suchen Anschluß“, meint Henriette und spricht damit genau meine Gedanken aus. Wie soll man es machen? Ins Gespräch kommen muß man ja. Nach langem Überlegen kommen wir zu dem Schluß: Was man über uns denkt, ist nebensächlich. Sollen sie denken, was sie wollen. Hauptsache, sie ahnen nicht, was wir wirklich vorhaben.

Unsere ersten Annäherungsversuche in den großen Warenhäusern von Lyon sind wenig ergiebig. Wir greifen helfend bei Einkäufen der Soldaten ein, die natürlich hocherfreut sind, deutschsprechende „Französinen“ entdeckt zu haben. Meist wollen sie uns zu einer Tasse Kaffee

oder einem Glas Wein einladen. Wir lehnen ab. Doch unsere erste Scheu ist überwunden.

Den nächsten Versuch machen wir an einem Sonnabendnachmittag im Parc Tête d'Or, einem herrlichen Park mit vielen Tieren. Vor dem Affenkäfig kommt es zum ersten längeren Gespräch mit drei Obergefreiten. Sie wollen uns überzeugen, daß Hitler den Krieg unbedingt gewinnen wird. Die Franzosen hätten ja gar keinen Begriff, wie tüchtig der Mann sei.

Der Park und die Rhône-Quais werden zu unserem Hauptarbeitsfeld. Viele Dutzend Unterhaltungen sind nötig, um eine erfolgversprechende Verbindung anzuknüpfen. Zuerst glauben wir, es sei günstiger, mit Älteren zu sprechen. Doch die Praxis zeigt, daß dies nicht richtig ist. Mit der Zeit finde ich eine Methode, schon nach kurzer Zeit zu wissen, was mein Gesprächspartner denkt. Ich sage, daß ich den Krieg so furchtbar finde und frage dann ganz naiv: „Wie lange, meinen Sie, dauert der Krieg noch? Sie müssen es doch wissen. Und wer wird siegen?“ Auf Grund der Antwort entscheide ich, ob es sich lohnt, die Diskussion fortzusetzen. Natürlich sind zu dieser Zeit die meisten Soldaten noch überzeugt, daß Hitler den Krieg gewinnen werde. Manche räumen aber schon ein, daß es noch eine Weile dauern könne und noch große Anstrengungen erforderlich seien.

Im Park werfen uns einige berufsmäßige Damen böse Blicke zu. Doch irgendwie merken sie bald, daß wir keine Konkurrenz für sie sind.

Einmal lerne ich einen alten Kommunisten kennen, der nach abgeessener Gefängnisstrafe als Gefreiter zur Wehrmacht eingezogen wurde. Er gibt an, früher Stadtrat der KPD in Mannheim gewesen zu sein. Dieser Genosse ist geschult und an aktuellen Fragen sehr interessiert. Er läßt sich von mir alle möglichen Informationen geben, will täglich Radiomeldungen über die Frontlage und anderes wissen. Aber trotz vieler Bemühungen gelingt es nicht, ihn zur Mitarbeit zu bewegen. Er hat zu große Angst, auch nur einige Flugblätter in die Toilette der Kaserne zu legen.

Eine weitere Verbindung finde ich zu zwei Gefreiten, von denen der eine früher dem Arbeiter-Turn-und-Sport-Bund „Fichte“ angehörte,

der andere aber ein Nazi ist. Die beiden kommen immer zu zweit, doch ich möchte lieber einmal mit dem ehemaligen Arbeitersportler allein etwas offener reden und ihm Material geben. Da sich dazu keine Gelegenheit bietet, vereinbare ich mit einer österreichischen Genossin einen Weg am Rhône-Quai, an dem ich zu einer bestimmten Zeit mit den beiden Soldaten vorbeikomme. Die Genossin fährt mit dem Fahrrad in sehr schnellem Tempo vorüber und wirft uns ein Bündel Flugblätter vor die Füße. Ich tue natürlich sehr erstaunt. Jeder von uns nimmt sich ein paar Flugblätter, aber wir können sie nicht lesen, da es schon dunkel ist. Bei der nächsten Zusammenkunft kommt der Sportler allein und erzählt, daß der Nazi ihn gezwungen habe, alles abzugeben, obwohl er es gern gelesen hätte. Ich sage, daß ich meine Flugblätter noch besitze, und gebe sie ihm. Von dieser Zeit an versorge ich ihn regelmäßig mit Material.

Soldatenheim

Einige Zeit später. Zum vereinbarten Rendezvous kommt diesmal Gerty, eine österreichische Genossin, die ich noch aus dem Frauen-KZ Rieucros kenne.

„Wir haben eine neue Aufgabe für dich“, sagt sie. „Du wirst jetzt bei deinen lieben Landsleuten arbeiten. An der Deutschen Feldpost, am Soldatenheim und am Fliegerhorst hängen Schilder mit dem Hinweis, daß französische Arbeitskräfte eingestellt werden. Such dir etwas aus und bewirb dich. Da bieten sich sehr viel mehr Möglichkeiten, mit den Fritzchen zu sprechen. In Paris arbeiten unsere Freunde schon lange in deutschen Dienststellen und haben die tollsten Dinge gemacht. Du darfst aber nur zu diesen drei Ämtern gehen, da wir zu den anderen schon eine Reihe Beziehungen haben. Wenn du auf jemanden stoßen solltest, bei dem du eine etwas fortschrittlichere Einstellung vermutest, halte die Verbindung. Sei vorsichtig und rede anfangs nicht zuviel. In acht Tagen ist unser nächster Treff.“

Feldpost — Soldatenheim — Fliegerhorst? Ich überlege: Im Soldaten-

heim gibt es bestimmt auch etwas zu essen! Das ist sehr wichtig, beträgt doch die Tagesration für Normalverbraucher in dieser Zeit 250 Gramm Brot, 15 Gramm Fett und 25 Gramm Fleisch. Und mehrere unserer Genossen haben überhaupt keine Lebensmittelkarten.

Das schönste und größte Restaurant im Zentrum Lyons, die „Braserie Georges“, war von der Besatzungsmacht beschlagnahmt und als Soldatenheim eingerichtet worden. Die Leiterin, eine Schwester Elisabeth, ist gerade nicht anwesend. Ich muß warten. Also Zeit und Gelegenheit, sich umzusehen — ein Restaurationsbetrieb am Vormittag, nur wenige Gäste. Aber ein emsiges Treiben herrscht in den hinteren Räumen. Eine ganze Menge Französinen scheinen hier zu arbeiten. Sie unterhalten sich laut und freundschaftlich. Aus der Küche kommt ein appetitanregender Duft.

Ich beobachte eine der Angestellten. Ihre Tätigkeit besteht darin, aus einer großen Zehn-Pfund-Konservendose Konfitüre in kleine Schälchen zu füllen. Spätestens nach dem fünften Schälchen steckt sie einen Löffel Konfitüre in den Mund. Welch herrliche Beschäftigung, denke ich, und auf meiner Zunge wird es plötzlich feuchter. Aber hygienisch ist die junge Frau nicht. Sie sollte wenigstens einen anderen Löffel zum Schleckern nehmen, doch das ist vielleicht zu umständlich.

Jetzt kommt die Leiterin, die Rote-Kreuz-Schwester Elisabeth Schwarzhaupt.

„So, Sie wollen als Servicerin bei uns arbeiten. Haben Sie Zeugnisse?“

„Nein. Ich habe bisher nämlich noch nicht richtig gearbeitet. Mein Schwager besitzt ein kleines Lokal in den Pyrenäen, und da fahre ich im Sommer immer hin und helfe“, lüge ich frech. „Ich kann bestimmt gut servieren.“

Meine Kenntnisse der deutschen Sprache überraschen nicht, denn meinen Ausweisen nach bin ich Elsässerin. Schwester Elisabeth stellt mich ein, und bereits am ersten Arbeitstag stehe ich hinter dem Konfitüretopf. Später erfahre ich, daß es ein stillschweigendes Übereinkommen der französischen Zivilangestellten ist, jede Neue erst einmal an die nahrhaftesten Plätze zu lassen.

Eine Fülle von Gesprächen kann ich jetzt führen und auch vieles aufschnappen aus Unterhaltungen und Diskussionen der Gäste. Am interessantesten wird es immer abends, wenn etwas getrunken wird. Fließt der Alkohol allerdings zu reichlich, dann ist nicht viel für meine Stimmungsberichte herauszuholen. Ich erlebe Saufgelage, besonders von Offizieren, die einfach widerlich sind. Sehr oft bitten mich die Gäste, für sie zu dolmetschen. Meist geht es dabei um Schwarzmarktgeschäfte größeren Umfanges, um ganze Ballen Seide, um Pelze usw. Ich melde alles weiter, was ich erfahre.

Großen Kummer macht mir das Servieren. Es ist nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt habe. Die silbernen Tablette sind schon schwer, wenn überhaupt nichts darauf ist. Auch muß man verstehen, die vollen Teller und Platten geschickt aufzubauen und das Ganze auf einer Hand, möglichst auf drei Fingern, zu tragen.

Schwester Elisabeths kritischem Blick entgeht nicht, daß ich keine Ahnung vom Servieren habe.

„Ein anständiges Speischaus ist eben etwas anderes als eine kleine Kneipe“, stellt sie würdevoll fest, und ich nicke beschämt. Außerdem wisse sie ja auch, daß viele nur im Soldatenheim arbeiten wollen, weil es da gutes Essen gibt. Auch hier muß ich wieder verlegen nicken.

Doch dann findet sie eine großartige Lösung für mich. Ich soll abservieren, das schmutzige Geschirr wegschaffen, um in den Stunden des Hochbetriebes die Serviererinnen zu entlasten. Das bringt zwar kein Trinkgeld und wird weniger gut bezahlt, aber es ist genau das Richtige für mich. Ein Gast, dem man die bestellten Gerichte bringt, will zuerst einmal essen und nicht reden. Nach der Mahlzeit aber ist er viel eher zum Schwatzen aufgelegt, und darauf habe ich es ja abgesehen.

Unter den Französinen gibt es viele echte Elsässerinnen. Ich spreche vorsichtshalber immer französisch mit ihnen, versuche aber heimlich, ihren Dialekt nachzuahmen. Die Zivilangestellten bilden eine verschworene Gemeinschaft. Alle haben ein Ziel: soviel Lebensmittel wie möglich für die Angehörigen herauszuschleppen.

„Es läßt sich allerlei im Soldatenheim machen“, berichte ich meinem Verantwortlichen. „Zum Beispiel könnte man Flugblätter in die Speise-

karten legen oder einen Stoß Papierservietten nach Hause mitnehmen, etwas 'reinstempeln und sie wieder hinlegen. Oder unsere Soldatenzeitungen zwischen den 'Völkischen Beobachter' und andere Zeitungen stecken. Oder Zettel in die Telefonkabinen legen. Oder vielleicht eine Bombe, wenn die Offiziere wieder einmal besoffen sind ...“ Doch aus alldem wird leider nichts.

„Alle Elsässer mal herhören“, flötet Schwester Elisabeth eines Tages, ich arbeite gerade drei Wochen im Heim. „Hier ist eine Liste, da tragen Sie bitte alle Ihren Namen und Geburtsort sowie den Namen, Geburtstag und Geburtsort Ihres Vaters ein.“

Wozu das dienen soll, kann mir keiner sagen.

Ich „vergesse“, mich einzutragen, werde jedoch extra aufgefordert. Über meine Person fülle ich alles aus, wie es in meinen falschen Papieren steht. Aber mein „Vater“? Bisher hatte ich an ihn noch nicht gedacht. Soll er Gaston heißen und wie ich in Bischwiller geboren sein. Seinen Geburtstag darf ich nicht vergessen, falls ich mal wieder gefragt werde.

Ich melde den Vorfall den Genossen. Schon am nächsten Morgen bekomme ich Bescheid: „Du mußt sofort aufhören, sie untersuchen jetzt, welche Elsässer deutschstämmig sind, und die werden zwangsverpflichtet. Wenn sie bei dir nachprüfen, merken sie, daß weder du noch dein Vater je geboren wurden. Darum so schnell wie möglich 'raus aus dem Soldatenheim! Du bekommst von uns neue Papiere als richtige Französin. Elsässerin, das geht jetzt nicht mehr, es ist zu riskant.“

Ich melde mich sofort krank und schicke Schwester Elisabeth mein Kündigungsschreiben.

Deutsche Feldpost

Eine Woche später bin ich ein neuer Mensch. Verschiedenes allerdings bleibt mir aus meinem Vorleben erhalten.

Meine neue carte d'identité lautet auf den Namen: Renée Fabre, geborene Gilbert, Geburtstag bleibt gleich, Geburtsort Paris statt Bisch-

willer. Eine echte Französin also. Meine Deutschkenntnisse begründe ich damit, daß meine Mutter Schweizerin war und ich jahrelang in Zürich gelebt habe.

Nun muß ich eine neue Arbeitsstelle finden. Es bleibt nur noch die Deutsche Feldpost. Im Fliegerhorst ist inzwischen Henriette als Telefonistin damit beschäftigt, vorerst alle Leitungen durcheinander zu bringen. Später hat sie noch viele wichtige Gespräche abgehört.

In einem Seitenflügel einer großen Schule in der breiten und ruhigen Avenue Berthelot Nr. 14 ist die Deutsche Feldpost untergebracht. Langweilige, staubige Amtsstuben. Der Chef ist gerade in Urlaub. Als Vertreter empfängt mich Feldpostinspektor Langbein, ein Bürokrat, der sich bemüht, möglichst liebenswürdig zu sein.

„Selbstverständlich können Sie bei uns arbeiten. Wir freuen uns über jeden Franzosen und noch viel mehr über jede Französin, die wir einstellen. Das macht es möglich, einen von uns nach dem Osten an die Front zu schicken, und da werden wir nötig gebraucht. Sie, Frau Fabre, können helfen, die Postanweisungen abzufertigen. Das geht zur Zeit noch viel zu langsam da hinten.“

Meine neue Tätigkeit ist äußerst stupide. Ich komme in einen mittelgroßen Raum, in dem zwei Französinen und der deutsche Feldwebel Willy Frommo arbeiten. An einer Seite des Raumes befindet sich ein großes Gestell mit zahlreichen kleinen Fächern, die jeweils mit einer Feldpostnummer bezeichnet sind. Jede Nummer bedeutet eine Wehrmachtseinheit. Bergeweise treffen Postanweisungen ein, Belege von Geldüberweisungen aus Deutschland an die Besatzungsangehörigen in ganz Südfrankreich. Unsere Aufgabe ist es, diese Anweisungen entsprechend den Feldpostnummern in die Fächer einzusortieren. Ist das erledigt, nehmen wir aus einem Fach die Anweisungen, schreiben Empfänger und Beträge auf eine Liste, addieren, klammern Liste und Anweisungen zusammen, die dann den betreffenden Einheiten zugestellt werden.

Ich habe es also nicht mehr mit lebendigen Menschen zu tun wie im Soldatenheim, sondern nur noch mit Papier. Und auf diesem Papier gibt es nur Namen, Dienstgrade, Absender, Feldpostnummern und Geld-

beträge. Kein Vergleich mit dem lebhaften Treiben im Soldatenheim. Hier läßt sich wohl kaum etwas für die Résistance unternehmen, denke ich. Und obendrein ersetze ich noch einen Soldaten, der an die Front geschickt wird.

„Der Chef wird sich freuen, Madame Renée — so darf ich doch sagen, nicht wahr? —, daß wir eine so tüchtige neue Kraft haben“, lobt mich Inspektor Langbein.

Aber der Chef freut sich gar nicht, als er aus dem Urlaub kommt. Er heißt Bleeck, ein älterer, schon weißhaariger Herr. Von Anfang an begegnet er mir mit Mißtrauen.

„So, in der Schweiz haben Sie so gut Deutsch gelernt. Ich war auch einmal dort. In Zürich. Ein herrliches Land, und so gesunde, kräftige Menschen. Aber dieses Schwyzerdütsch, das ist einfach grausam. Bei Ihnen, Frau Fabre, merkt man das gar nicht so.“

„Ja“, erkläre ich — hätte ich mich nur besser auf ein solches Gespräch vorbereitet —, „ich finde das Schwyzerdütsch auch so häßlich, so hart und kratzend. Wie schön und elegant ist dagegen unsere französische Sprache. Übrigens lernte ich früher bei einem deutschen Hauslehrer. Ich hatte einen Sprachfehler und konnte zeitweise gar keine richtige Schule besuchen. In Paris war ich dann mit einem Studenten aus Köln befreundet, aber Schwyzerdütsch kann ich natürlich auch.“

Und mit zwei glücklicherweise vorher einstudierten Sätzen versuche ich, das zu beweisen.

Doch ich merke immer wieder, Feldpostmeister Bleeck traut mir nicht. Er läßt mich an keine andere Arbeit heran. Braucht er jemanden, dem er Berichte oder Briefe diktieren will, dann nimmt er eine Französin, die nur sehr ungenügend deutsch spricht und mit einem Finger auf der Schreibmaschine tippt.

Bei der nächsten Begegnung mit meinen Genossen bin ich wenig optimistisch. Man rät mir, Geduld zu haben, mich auf jeden Fall eine Weile umzusehen und vor allem möglichst genau zu beobachten, wie die Post von Lyon nach Deutschland abgefertigt wird.

Die Abfertigung der Post nach Deutschland kann ich nicht beobachten. Ich kenne noch niemanden und finde keinen Vorwand, aus meinem

Postanweisungszimmer in die anderen Räume zu gehen. Aber bald entdecke ich etwas anderes.

Feldweibel Willy macht sich mit einer Liste an unserem Fächergestell zu schaffen. Er entfernt eine ganze Anzahl Feldpostnummern. „Die kommen weg“, murmelt er. Ein anderes Mal bringt er einige Zugänge.

Wie ein Blitz kommt mir die Erkenntnis: An diesem langweiligen Gestell mit den vielen Fächern lassen sich die Truppenbewegungen im ganzen südfranzösischen Raum ablesen!

Das ist eine gute Nachricht für die Genossen.

Die Schule in der Avenue Berthelot besteht aus einem langen Gebäude mit zwei Seitenflügeln. In einem Flügel befindet sich unsere Feldpost, im anderen ist eine Nachrichteneinheit stationiert. Das große Vordergebäude steht noch leer.

Eines Tages heißt es: Die Gestapo zieht vorn ein.

Die Gestapo in Lyon hatte bisher im Hotel „Terminus“ in der Nähe des Bahnhofs ihren Sitz, in einer sehr engen und belebten Straße. Schon mehrmals waren von Radfahrern Bomben in das Gestapohaus geworfen worden. Die breite, etwas vornehme Avenue Berthelot ist viel geeigneter für die Unterbringung der Gestapo und des SD. Der ganze Bürgersteig vor der Schule und ein Teil des Fahrdammes bis zum Straßenbahngleis werden abgesperrt und mit einem Zaun umsäumt. Rings um das Schulgebäude stehen jetzt Posten. Und dann ziehen Gestapo und SD mit vielen LKWs, Möbeln, Kisten und Kasten ein.

In der Feldpost wird zu dieser Zeit die Schichtarbeit eingeführt. Es gibt immer noch nicht genügend Mitarbeiter.

Da nun die Angestellten der Post die Sperren vor dem Gebäude passieren müssen, bekommen alle neue Ausweise. Ein Paßfoto muß abgegeben werden, und schon nach wenigen Tagen halte ich ein phantastisches Papier in der Hand. Auf hellgrünem Karton steht in französischer und deutscher Sprache:

Fabre, Renée ist berechtigt, auch nach der für die Zivilbevölkerung angeordneten Sperrstunde aus zwingenden beruflichen Gründen die Straßen von Groß Lyon zu betreten. Jeder Mißbrauch dieser Karte wird streng bestraft.

Dazu mein Foto, verziert mit einem Hakenkreuzstempel. Das Schönste an der Sache: Dieser Ausweis ist echt, wie er echter nicht sein kann. Ich bin sehr stolz, als ich meinem zuständigen Genossen diese neue Errungenschaft vorlege.

Die Gestapoleute machen sich auf unserem Schulhof breit und lungern vor unseren Fenstern — die Feldpost liegt zu ebener Erde — herum. Einmal betritt einer von ihnen unser Postanweisungszimmer und bittet: „Ich warte schon seit vierzehn Tagen, daß meine Frau mir Geld schickt. Schauen Sie doch mal nach, ob etwas angekommen ist.“ Und er nennt seinen Namen und die Feldpostnummer.

Jetzt kenne ich also die Nummer der Gestapo, und ich richte es so ein, daß ich jeden Tag die Liste aus diesem Fach zusammenstelle. Es ist bestimmt nützlich, zu wissen, wie die Leute heißen, die dort arbeiten. Doch diese Liste ist ziemlich lang. Wie kann ich täglich 20 bis 30 Namen festhalten? In Gegenwart des Feldwebels und der Französischen eine Abschrift zu machen ist unmöglich.

Wenn es sein muß, wird man erfinderisch. Ich erzähle, daß ich ein Blasenleiden hätte, das mich zwingt, sehr oft zur Toilette zu gehen. Dort verstecke ich einen Bleistiftstummel und notiere die auswendig gelernten Namen und Absender auf ein Stück Papier, das ich dann in meinen Kleidern verstecke. Mit der Zeit bekomme ich Routine und kann mir bis zu sechs Namen und Adressen auf einmal merken. Wenn es auch nicht jeden Tag gelingt, alle Namen zu notieren, so bekomme ich doch mit der Zeit eine ganz stattliche und nahezu vollständige Liste zusammen. Die Überweisungen wiederholen sich im allgemeinen jeden Monat. Auf diese Weise entsteht eine „schwarze Liste“ von Angehörigen der Gestapo und des SD in Südfrankreich. Es ist wichtig, diese Leute mit Namen zu kennen, um sie in den illegalen Zeitungen anzuprangern und später einmal zur Verantwortung ziehen zu können.

Einer der SD-Mitarbeiter, ein junger Unteroffizier, kommt immer wieder an unser Fenster, versucht mit mir zu sprechen und lädt mich zum Ausgehen ein. Es gelingt mir, mich länger mit ihm zu unterhalten, ohne auf eine Verabredung einzugehen. Ich hätte einen Freund, der sehr eifersüchtig sei, sage ich. Viel ist aus dem Unteroffizier nicht her-

auszubekommen, aber man muß manchmal auch mit wenigem zufrieden sein. So frage ich: „Was macht denn eigentlich der Soundso, der immer so hohe Beträge aus Deutschland geschickt bekommt?“ Jedenfalls wird meine „schwarze Liste“ noch durch Einzelheiten zu einigen Personen ergänzt.

Eines Tages schlägt mir dieser SD-Unteroffizier vor: „Sie müßten eigentlich bei uns arbeiten, wo sie doch so phantastisch gut deutsch sprechen. Was können Sie bei der Post schon werden? Bei uns haben Sie ganz andere Aussichten, und nach dem Sieg nehmen wir Sie mit ins Reich.“

„Hm“, erwidere ich, „bei der Post gefällt es mir sehr gut. Aber ich muß mir das mal überlegen.“

„Wenn Sie wollen, spreche ich mit meinem Vorgesetzten. Der braucht dringend eine Sekretärin.“

Ich berichte das meinen Genossen, und die müssen es sich auch überlegen. Aber schon am nächsten Tag lassen sie mir Bescheid zukommen:

„Ablehnen.“ Als Begründung geben sie mir beim nächsten Treff an, daß die Sache doch zu riskant für mich sei. Um alle Zivilangestellten zu überprüfen, dazu reiche die Kraft der deutschen Besatzungsbehörden schon längst nicht mehr. Doch beim SD würden sie das ganz bestimmt tun. Und dazu sind meine Papiere nicht gut genug.

Oft ergeben sich schreckliche Situationen.

Im Hof kommen Lastwagen an, aus denen Gefangene, immer zu zweit aneinandergefesselt, herausgestoßen werden. Die Französisinnen und Feldwebel Willy verfolgen das aufmerksam durch das Fenster. Ich darf nicht wegsehen.

Wenn ich morgens zur Arbeit gehe, überholt mich öfter ein Gefangenewagen, der Häftlinge aus der in einem Vorort gelegenen Festung zum Verhör zur Gestapo bringt. Hinten am vergitterten Fenster sitzt mit der MPi in der Hand ein Soldat, mit dem ich schon mehrmals gesprochen habe. Er winkt mir im Vorbeifahren freundlich zu. Ich muß freundlich wiederwinken.

Bald finde ich auch Gelegenheit, mich mit einem Mädchen aus der Postabfertigung anzufreunden und sie oft an ihrem Arbeitsplatz zu be-

suchen. Dabei kann ich unbemerkt kleinere Postsendungen in die abgehenden Postsäcke schmuggeln.

Die „schwarze Liste“ wird fleißig weiter vervollständigt. Doch mit der Zeit wiederholen sich die Namen allmonatlich.

„Wir müssen annehmen, daß wir jetzt alle Namen kennen, zumindest diejenigen, an die regelmäßig Geld von zu Hause geschickt wird“, sagt der Genosse beim wöchentlichen Zusammentreffen weit außerhalb der Stadt.

„Deine Liste haben wir an unsere Genossen von der französischen Partei weitergegeben; sie soll über die Verbindungen zu den Gaullisten an den Londoner Rundfunk geleitet werden. Es wird Zeit, daß du deine Arbeit bei der Deutschen Feldpost aufgibst. Wir haben auch schon etwas anderes für dich, aber das wird dir gewiß nicht so gefallen. In eine andere deutsche Dienststelle kannst du jetzt nicht mehr gehen, du bist schon zu bekannt.“

Meine neue Tätigkeit besteht jetzt unter anderem im Mitsienografieren der Radiosendungen, vor allem der des Senders des Nationalkomitees „Freies Deutschland“. Dadurch muß ich mich meist im Zimmer aufhalten, was mir in der Tat nicht sehr angenehm ist.

Doch es sind nur noch wenige Monate bis zur Befreiung Frankreichs. Jetzt ergibt sich für mich ein neues Problem. Viele französische Patrioten haben sich diejenigen Personen genau gemerkt, die mit den Nazis zusammengearbeitet haben. Als das Land von den deutschen Faschisten gesäubert wird, richtet sich der berechtigte Volkszorn gegen diese Kollaborateure. Eine Bescheinigung der Nationalen Front, die bestätigt, daß ich im Auftrag der Résistance in deutschen Dienststellen gearbeitet habe, hilft mir noch rechtzeitig, um gemeinsam mit der französischen Bevölkerung den Abzug der deutschen Okkupanten aus Lyon feiern zu können.